

Der Besuch bei den alten Damen: „Von wegen hilflos, das können Sie vergessen“

Zu elft ans Ende der Tage

Sie fingen in ihren späten Jahren ein neues Leben an, sie sind der Stolz eines Göttinger Wohnprojekts – wie Frauen in der Gemeinschaft alt werden

Von Karin Gothe

Göttingen – Dicke Möhrensuppe dampft in den weißen Porzellantellern. Sonnenstrahlen haben sich durch die Gardinen im ersten Stock gestohlen und lassen die Gesichter der Damen am Esstisch aufleuchten. Frau Quaisser-Westermann hat gekochte, Frau Gaber den Tisch gedeckt und Frau Lauenroth den Suppentopf aus der Gemeinschaftsküche hochgetragen. Draußen vom Fenster klappern die Äste, drinnen klingen die Silberlöffel, alle reden und lachen durcheinander. Frau Lauenroth schiebt den Teller zurück und erzählt vom letzten Sommer. „Und plötzlich“, sagt sie und strahlt, „war das Brett kaputt!“ Sie zeigt ihre rechte Hand, wie zum Beweis, als könne sie selbst kaum fassen, dass sie damals wirklich mit der bloßen Hand ein Holzbrett durchgeschlagen hat. Eine Hand voll Falten, kräftig und ein bisschen rau von der Gartenarbeit, die Hand einer Frau von 72 Jahren. „Nur mit der Kante!“ sagt sie und wiederholt die Bewegung langsam in der Luft. „Man muss sich nur darauf konzentrieren, dass man es schaffen will.“ Die anderen Frauen nicken begeistert und erinnern sich an den Tag, als die Wen-Do-Trainerin kam. „So, was lernen wir hier“, kichert Frau Gaber. „Von wegen hilflos alte, das können Sie vergessen.“

Elf Frauen wohnen in der Jugendstilla im schönen Göttinger Ostviertel, sie leben in einer Alten-Wohngemeinschaft, die Älteste ist 90, die Jüngste 63 Jahre alt. Sie sind Akademikerinnen und Hausfrauen, manche wohlhabend, einige weniger, manche gebrechlich, andere fit, manche laut, andere leise. Nur eins war für alle immer klar: Sie wollten sich niemals abschieben lassen ins Altersheim, wollten sich nichts vorschreiben lassen, nur weil sie alt sind. Im Januar 1994 zogen die ersten Frauen in das Haus am Goldgraben. Sie gaben Eigentumswohnungen und Bauernhäuser auf und packten ihre Taschen, um im Alter noch einmal ein ganz neues Leben anzufangen. Sie nahmen nur die wichtigsten Möbel mit, die besten Bücher und liebsten Erinnerungsstücke. Seit acht Jahren wohnen sie zusammen – und sind lebendiger und lebendiger Beweis für die Theorie des Empowerment. „Jeder Mensch kann durch Herausforderungen lernen und wachsen – egal wie alt er ist.“

Erzählcafés und Lieder

Sie sind der Stolz des „Vereins für Freie Altenarbeit Göttingen“, des Initiators, Trägers und Begleiters des Alten-Wohnprojekts. Ein Projekt, das auch die Stadt Göttingen überzeugte, die dem Verein die denkmalgeschützte Villa zur Nutzung überließ. 1,66 Millionen Mark kostete der Umbau, abgetragen wird der Kredit mit den Mieten für die elf Wohnungen, die in das Haus eingebaut wurden, jede so unterschiedlich wie die Bewohnerinnen. Der Verein ist der zwölfte Mieter, ein spiritus rector, der Erzählcafés und Liederabende organisiert, und wie jeder ordentliche Hausgeist unermüdet für gute Atmosphäre sorgt. Einzelmischung in WG-Belange ist verpönt. „Wenn wir um Rat gefragt werden, sind wir natürlich da“, sagt Michael Jasper, der Vereinsvorsitzende, „aber die Frauen regeln ja doch lieber alles alleine.“

Jede Frau hat eine Aufgabe im Haus. Frau Sörgel, klein, weißhaarig und immer gut gelaunt, steht als erste auf, öffnet morgens die Türen, fast alle, damit frische Luft hereinkommt, sie dreht auch gleich die Heizkörper auf, damit keiner frieren muss. Frau Doktor Leuner, Psychotherapeutin und Hobbymalerin, schließt abends ab, schaut, ob die Lichter aus sind und die Heizungen wieder runter gefahren sind. „Frau Sörgel vergisst das schon mal“, sagt Frau Doktor Leuner streng, und Frau Sörgel strahlt dankbar zurück. „Eine muss ja nach dem Rechten sehen.“ Frau Gaber, Kindergartenin und Besitzerin eines Autos namens Clemens, verwaltet das Gemeinschaftsgeld, von dem der Rasenmäher und die Schlagbohrmaschine gekauft wurden – auf besonderen Wunsch von Frau Lauenroth, die sich um den Garten kümmert, einkaufen geht für die, die nicht mehr gut zu Fuß sind, und die sich auch mal an den Si-



„Jeder macht seins“ – Ulla Lauenroth, Charlotte Lierse, Maria Justus (1. Reihe v. li.), Emmi Sörgel, Waltraud Irina Klaer, Ingeborg Rompe, (2. Reihe), Barbara Leuner, Leni Gaber (3. Reihe), Marga Sommerlade und Barbara Plotzki (ganz hinten) vor ihrem Haus am Göttinger Goldgraben. Die Elfte, Brigitta Quaisser-Westermann ist nicht im Bild. Foto: Ingo Bulla

cherungskasten trauf. Frau Plotzki geht jeden Morgen zu den elf weißen Briefkästen und holt die Zeitungen herein; Frau Sommerlade ist mit ihren 90 Jahren aller Pflichten entbunden. Frau Quaisser-Westermann wedelt in der Luft, um den leichten Brandgeruch in der Gemeinschaftsküche zu vertreiben. „Den Ofen für die dicke Rippe hatte ich wohl ein bisschen zu hoch eingestellt“, wisperst sie. Der große Topf mit der Möhrensuppe steht noch immer auf dem Herd, sie hat extra mehr gekocht. „Falls noch jemand kommt und sich was nehmen will“. Sie würde gerne öfter gemeinsam mit den anderen essen, „das wäre billiger und geselliger“. Mit ihren 63 Jahren ist die Werbekaufrau die WG-Jüngste – aber ihr Aktionsdrang stößt nicht immer auf Gegenliebe. „Wir Alten brauchen mehr Ruhe“, sagt die 83-jährige Frau Doktor Leuner gerne, auch Frau Lierse, die 74-jährige Waldorflehrerin, meint, jedes Lebensalter habe seine eigene Zeit. „Jeder macht seins und man freut sich, wenn man andere trifft.“ Michael Jasper lacht, weil er sich an die Empörung der Frauen erinnert, als er, beim

Eine ist immer beleidigt

„Wir sind näher dran an anderen“, versucht Frau Gaber die Atmosphäre zu beschreiben. „Ein merkwürdiger Zusammenhalt, der gar nicht so sichtbar ist“, bestätigt Frau Doktor Leuner, rückt die Brille zurecht und räuspert sich, um das Gruppenphänomen zu erläutern. Bis vor wenigen Jahren hat sie noch Patienten zur Analyse hier in ihrer Wohnung empfangen. „Wir sind keine Familie und

auch keine klassische WG, eher so ein Team“, sie lacht. „Ein gruppendynamischer Selbstversuch. Das hält einen lebendig.“ Dazu gehört auch die wöchentliche Konferenz, jeden Dienstag um drei in der Bibliothek, Frau Doktor Leuner führt Protokoll. Dass die Konferenz in den acht Jahren auch nur einmal ausgefallen wäre, daran kann sich keine erinnern. „Dazu passiert hier viel zu viel!“

Sie reden: Was müssen wir für die Gemeinschaftsräume kaufen, wer besorgt ein Geburtstagsgeschenk für Frau Gaber, die am Sonntag 80 wird, wer repariert die Fensterbretter – und müssen wir denn wirklich wieder so viel Geld für den Garten ausgeben, Frau Lauenroth? Eine ist immer ein bisschen beleidigt, manchmal setzt sich einfach die lautere Stimme durch, und dann ist da dieses komplizierte Geflecht aus Distanz und Nähe, das so leicht aus dem Gleichgewicht geraten kann. Ständige Diskussionen auf den Fluren, Streit über Kleinigkeiten, wechselnde Zuneigung oder Allianzen, das kann auch hart sein. Eine Frau zog sogar aus, weil die Probleme mit der Gruppe zu groß wurden. Persönliche Verletzungen

hat jede bereits davongetragen, bei mancher haben sie das Bedürfnis nach Abstand verstärkt. „Es war, als hätte man mir den Boden unter den Füßen weggerissen“, erzählt Frau Plotzki. Es macht sie noch immer traurig, dass die Gruppe vor einiger Zeit beschloss, ihr Amt einer anderen zu geben. Erst wollte sie ausziehen, blieb aber doch. Sie sitzt schmal auf ihrem braunen Cordsofa, in der Hand ein weißes Stofftaschentuch, auf dem Bild an der Wand ziehen Breughelische Bauern von der Ernte nach Hause. Über 40 Mal ist sie in ihrem Leben schon umgezogen. „Wissen Sie, was die Vermieter gesagt haben, als ich das letzte Mal eine Wohnung gesucht habe? Was, so alt sind Sie schon? Da tragen wir Sie ja morgen rückwärts wieder raus!“ Sie zittert vor Empörung. An den Bücherregalen lehnen Schwarz-Weiß-Fotos, Erinnerungen an ein reiches, verwinkeltes Leben, das vor 86 Jahren in Ostpreußen begann, nach Norwegen und Griechenland führte, ein Leben, das sie immer wieder einholt, das niedergeschrieben, erzählt und manchmal auch gesungen werden will. „Neulich“, erzählt sie verlegen, „haben Michael Jasper und ich auf der Straße ganz laut die Dreigroschenoper geschmettert!“

Die wichtigsten Männer

Elf Frauen, elf lange Leben, im Goldgraben finden sie Zeit und Raum für Träume und Erinnerungen. „Ein tolles Haus“, sagt Frau Sörgel immer wieder. „Schon wenn man reinkommt – man wird so aufgenommen.“ Sie wandert gerne alleine durch die Villa. Gehd die Treppen hoch und runter, drei Etagen, schaut sich die Bilder von Frau Doktor Leuner an, die an den Treppengängen hängen, kryptisch, finden manche, einige erzählen, sagen andere, fühlt das Geräusch und lässt die Gedanken schweifen. Sie schweiften oft ab, Frau Sörgel ist auch schon 84 Jahre alt. Oben in ihrer Wohnung stehen die Fenster offen, der Wind bläst frisch und bringt einen Hauch Frühling herein. An ihrem schmalen Bett lehnt die Fotografie eines jungen Mannes, er hat nette Augen, ihr Mann, er wohnte früher als Kind im Haus ihrer Eltern. Er starb zu früh, sagt sie, ein Unfall. Das ist fünfzig Jahre her, aber sie hat nie daran gedacht, wieder zu heiraten. Außerdem, wer wollte schon eine mit sechs Kindern?

Männer sieht man selten im Goldgraben, es kommen Enkel, auch Bekannte – die wichtigsten Männer aber, die Jugendlichen, die Ehemänner, die Väter, leben in Form von Fotos oder von Erinnerungen fort, es sind nicht immer die besten. Frauen werden einfach älter als Männer, sagen die Bewohnerinnen, schauen Sie doch die Statistiken an! Es war gar nicht geplant, dass in die Villa nur Frauen einziehen würden, „aber die Männer, die sich für das Projekt interessierten, hatten einfach merkwürdige Vorstellungen“, erklärt Frau Plotzki. „Die haben doch tatsächlich erwartet, dass wir sie bekoehen und begeheln! Unser Leben lang haben wir für Männer gewirtschaftet, für die eigenen, und dann sollen wir im Alter auch noch fremde versorgen?“ Die WG-Bewohnerinnen entscheiden selbst darüber, wer einziehen darf. Keine ist dagegen, einen Mann aufzunehmen – Bedingung ist allerdings, dass er für sich selber sorgen muss. „Ein Mann und zehn Frauen, das könnte sogar ganz spannend werden“, sagt Frau Gaber und kichert, „den würden wir sicher alle umschwärmen.“ „Ich bin seit 16 Jahren allein“, sagt Frau Lauenroth ernst, „aber ich kann mir vorstellen, dass ich mich noch mal verliebe“. Eine der Frauen soll sogar einen Liebhaber haben, wird gemunkelt, er wurde ein paar Mal abends am Fahrstuhl gesichtet – und er soll sehr viel jünger sein! Vielleicht sind die Frauen vom Goldgraben einfach zu modern. Frau Gaber erzählt: „Wir hatten mal ein sehr nettes Ehepaar auf der Warteliste. Aber“, sie lacht, „der Mann hatte Sorge, dass er es nicht schaffen könnte, täglich zehn Frauen in den Mantel zu helfen!“

Ein Rabe hüpfte über den Rasen. „Das ist Hansi“, sagt Frau Lierse, „der hat mit seiner Schwester letzten Sommer immer in der Vogeltränke geplänscht.“ Dann sagt sie: „Die Schwester habe ich dieses

Jahr noch gar nicht wieder gesehen.“ Auch Raben werden alt. Der Winter im Goldgraben war hart dieses Jahr. Zwei Frauen sind ausgezogen, mussten ausziehen, weil es die Gruppe nicht mehr schaffte, sich um sie zu kümmern. „Es war eine ganz schwierige Zeit“, sagt Frau Lierse. „Das Solidarnetz ist fast gerissen“, sagt Michael Jasper. Eine war einfach zu verwirrt, die andere zu gebrechlich. Ihr der Gebrechlichen, sei alles aus der Hand gefallen, Knöpfe habe sie nicht mehr schließen können, erzählen die Frauen. „Wir haben ihr geholfen, so gut wir konnten.“ Aber irgendwann ging es nicht mehr. Die Frauen organisierten Pflegerinnen, und später, als auch das nicht mehr ausreichte, haben sie schweren Herzens Pflegeheime für die beiden gesucht. Sie haben das Geld von der Pflegeversicherung beantragt, mit den Angehörigen gesprochen, alles selbst organisiert. Wochen und Monate hat es gedauert, erzählt Frau Lierse, aber beides geht’s jetzt gut, das ist das Wichtigste. Michael Jasper sagt: „Das war nicht leicht, das alles von außen zu sehen, ohne helfen zu können. Aber die Frauen umgehen, keine von uns hat draan gedacht, sich im Pflegeheim anzumelden.“ Jetzt sind alle auf den Fall der Fälle vorbereitet – und weil die Erfahrung mit den Angehörigen nicht immer angenehm war, haben sie sich schriftlich geben lassen, „dass wir als Gruppe immer mitentscheiden dürfen, was mit einer von uns passiert.“ Es ist alles geregelt, „so war das Leben, das eine Traurigkeit, dass es nicht gemeinsam bis zum Ende geht.“ „Und dann die Angst, dass es einem selbst so gehen könnte“, sagt Frau Gaber. „Hoffentlich merkt man rechtzeitig, dass man den anderen eine Last wird.“

Ein Windsturz zerzaust den Frauen die Haare, es sieht nach Regen aus. Kälte kriecht in die Jackenärmel. Die schmeidesterrte Tür zum St-Peter-Friedhof knarrt leise, schweigend gehen sie den Steinweg neben den alten Grabplatten entlang. „Mich könnt ihr hier später nicht besuchen“, sagt Frau Quaisser-Westermann plötzlich. „Ich lass mich in Scheiben schneiden, für einen Professor.“ Sie schweigen, ziehen die Mäntel enger und schauen dem Sarg nach, der langsam aus der Kirche getragen wird. Sie nehmen Abschied von Berthold Prill-Kühne, dem stellvertretenden Vorsitzenden des Vereins. Er wird uns sehr fehlen, sagt Frau Lierse. Dann murmelt sie noch: „Das ist doch schöner, so eine klassische Beerdigung. Da muss man nicht in einer Kühltruhe wochenlang darauf warten, dass man seine Ruhe findet.“

Über den Tod beim Tee

„Mich mit dem Tod zu beschäftigen, damit habe ich keine Probleme“, sagt Frau Lierse später beim Tee. Ein Duft von Vanille und Rosenöl schwebt im Raum, die Gardinen werden leicht und durchscheinend. „Ich habe mir auch schon mein Sterbehemd genäht“, sagt sie und holt ein schlichtes weißes Kleid aus der Kommode. Es ist aus reiner Seide mit hohem Kragen, hinten mit Klettverschluss, damit die Bestattungslaute es nicht zerreißen müssen. „Wenn ich mir vorstelle, die ziehen mir sonst irgendein Pflöckchen an...“ Socken will sie noch stricken, denn mit so ganz nackten Beinen will ich auch nicht im Sarg liegen.“ Griffbereit auch das Patiententiment und der Bestattungsvorsorgevertrag, abgeschlossen im letzten April. „Hier steht drin, dass ich nicht künstlich ernährt werden will. Keine Schlauche. Sonst machen die Ärzte ja, was sie wollen.“

Die Sonne hat sich am späten Nachmittag noch einmal herausgewagt, trocknet die vergessenen Gartenstühle und wärmt die Nasenspitzen. Frau Lauenroth sieht noch mal im Garten nach dem Rechten. Die Erde unter den Rosen ist frisch geharkt. Es sind drei Rosenstöcke, ein gelber und zwei weiße. Geplant zur Erinnerung an zwei verstorbene Bewohnerinnen, geliebte WG-Frauen der ersten Stunde. „Einmal“, erinnert sich Frau Lauenroth, „es war so ein friedlicher Nachmittag, hat irgendwer plötzlich gefragt: Wo mögen die beiden jetzt wohl sein? Und unsere Frau Sörgel, die hat gesagt: Bei uns doch immer noch, wir denken doch immer noch an sie!“ Nachdenklich schaut Frau Lauenroth auf die Rosen, nickt und geht langsam zum Haus zurück.